

Das Buch für Alle

□ □ □

Illustrierte Familienzeitung

Chronik der Gegenwart

Fünfundvierzigster Jahrgang

□ □ □

1910

□ □ □



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Das Seegespenst.

Erzählung von Robert Kraft.

(Nachdruck verboten.)

Ich kam von langer Reise, die ich als zweiter Steuermann gemacht, nach Hamburg zurück. Das ganze Schiff wurde abgemustert. Ich ließ mich auf dem Seemannsamt als heuerfuchsender Offizier einschreiben und fuhr inzwischen nach der fernern Heimat. Freilich hatte ich wenig Aussicht, auf diese Weise eine neue Heuer zu bekommen.

Schon nach wenigen Tagen aber erhielt ich ein Telegramm, das mich nicht wenig in Erstaunen versetzte: „Willst du als Erster bei mir fahren? Sofort her!“ Paul Müller, Kapitän der „Portland“, Liverpool. Zurzeit Hamburg.“

Ich war sprachlos. Mein Freund Paul Kapitän eines englischen Dampfers? Und zwar, wie mir das mitgenommene Schiffsregister sagte, eines von sechstausend Tonnen?

Wir waren zusammen als Schiffsjungen und als Matrosen gefahren, sechs Jahre lang, hatten zusammen die Steuermannschule besucht, dann erst waren wir getrennt worden. Mir gelang es, auf einem Segler als zweiter Offizier anzukommen, und als ich zwei Jahre später immer etwas von Paul hörte, war er zuletzt noch immer als Matrose gefahren. Wieviele haben das Steuermannspatent in der Tasche und müssen noch als Matrose vor dem Mast fahren! Ich hatte unterdessen ja auch schon mein Kapitänsexamen gemacht, und war immer wieder froh, wenn ich als zweiter Steuermann ankam.

Fünf Jahre waren seit unserer Trennung verfloßen. Vor zwei Jahren also war Paul noch Matrose gewesen. Seitdem hatte ich nichts wieder von ihm gehört. Und jetzt war er Kapitän eines großen englischen Dampfers? Der hatte ja höllisch fix vorwärts gemacht!

Ich fuhr sofort nach Hamburg. Es war richtig mein alter Freund Paul. Erst siebenundzwanzig Jahre alt, aber ein ganzer Mann. Vor drei Jahren war es ihm gelungen, zum ersten Male eine Stelle als zweiter Steuermann zu bekommen. Auf einem englischen Dampfer war es. Der Kapitän war Mitbesitzer des Schiffes, ja der ganzen Reederei, die gar viele Schiffe fahren ließ. Und er wurde auf seinen Fahrten beständig von seiner Tochter begleitet, die sogar an Bord geboren und erzogen worden war.

Dieses Mädchen verliebte sich in den deutschen Steuermann. Nach der Rückkehr in Liverpool wurde gleich Hochzeit gemacht. Die Heirat durfte an ihrem Leben nichts ändern. Das Schiff sollte ihre Heimat bleiben, sie wollte, wie bisher ihren Vater, nun ihren Mann begleiten.

Aber ihr Gatte sollte nicht unter anderem Kommando stehen. Die inzwischen mündig gewordene Eveline hatte, da sie durch die verstorbene Mutter Mitbesitzerin der Reederei geworden war, auch ein gar gewichtiges Wort zu sagen. Ihr Mann sollte Kapitän werden. Zwar hatte er hierfür noch nicht die genügende Fahrzeit als Steuermann, aber das ließ sich schon machen.

So war es gekommen, daß Paul im Handumdrehen Kapitän geworden war. Und er bewährte sich. Man hätte gar nicht erst den Versuch mit einem kleinen Dampfer zu machen brauchen. Ob groß oder klein, das ist ja überhaupt ganz gleich. Mancher Küstenschiffer hat mehr in kleinen Finger als mancher Offizier des größten Passagierdampfers im Kopfe.

Diese ideale Ehe, die im buchstäblichsten Sinne des Wortes Mann und Weib in Sonnenschein und Regenturm, in Freud und Leid vereinte, sollte leider nicht lange währen.

„Nur ein Jahr dauerte sie,“ sagte Paul finster. „Sie fand ihren Tod —“

„Ihren Tod — gefunden?“ wiederholte ich erstaunt.

„Eine Sturzsee wusch sie über Bord — auf der Höhe von Trinidad.“

Mehr erfuhr ich nicht. Wir hatten es auch sehr eilig. Der erste Steuermann hatte den Arm gebrochen. Ich kam an seine Stelle, hatte bei der Übernahme der letzten Fracht alle Hände voll zu tun und alle Gedanken zusammenzunehmen.

Wir fuhren nach Lissabon. Während der acht-tägigen Fahrt kam es zu keiner weiteren Aussprache. Zwischen dem Kapitän und dem ganzen übrigen Besatzung, die Offiziere mit einbegriffen, ist ja überhaupt eine unübersteigbare Schranke gezogen. Der Kapitän auch des kleinsten Schiffes nimmt eine ab-ge-sondertere Stellung ein als der Kaiser von Japan in seinem Reiche. Er ist allein, hält sich auch sonst

immer allein, jede vertrauliche Annäherung zwischen Kapitän und Steuermann ist an Bord des Schiffes vollkommen ausgeschlossen.

Nun allerdings kann es ja, wie überall, auch hier einmal eine Ausnahme geben. Nur nicht im Dienst. Aber wenn ich von der Freiwache war, hätte der Kapitän mich schon einmal in die Kajüte rufen können, um ein Stündchen freundschaftlich mit mir zu plaudern. Doch hierzu war keine Zeit. Wenigstens der Kapitän hatte sie nicht. Immer schlechtes Wetter, immer Nebel, dabei die auf eigene Rechnung gehende Fracht sehr gefährlich — Düngersalze! Deshalb war er nur ganz schwach versichert, sonst wäre kein Verdienst dabei gewesen, beim kleinsten Leck wäre das Schiff wie ein voll-gefangener Schwamm weggesackt. Paul kam nicht von der Kommandobrücke, nicht aus den Stiefeln, schlief nur am Tage wenige Stunden im Kartenzimmer auf dem Sofa. Nein, da war keine Zeit zu Privatunterhaltungen.

Glücklich erreichten wir Lissabon. Noch vor dem Einlaufen in den Hafen brachte ein Dampfboot den kaufmännischen Vertreter der Reederei an Bord, der neue Dispositionen gab. Die Fracht sollte nicht in Lissabon gelöscht werden, sondern aus irgend einem Grunde in Collare, an der Westküste der großen Landzunge gelegen, welche die Bucht von Lissabon einschließt.

Wir dampften in wenigen Stunden hin, der kleine Hafen konnte uns wohl aufnehmen, aber nicht so leicht, denn die Einfahrt ist sehr unglücklich, für tiefergehende Schiffe viel zu leicht. Wir mußten die Fluß abwarten, die erst in vier Stunden eintrat.

So gingen wir auf Reede vor Anker. Als das Manöver unter meinem Kommando beendet war, ging Paul selbst noch einmal nach der Back, wo die Unterlette ausgesteckt war, und blühte über die Bordwand.

Mit einem Male fuhr er zurück, und ich sah, wie sein Gesicht ganz blaß wurde.

„Mein Drahing! Und heute ist Evelinens Todestag!“

Der Goldreif war ihm, als er die Hand über Bord gehalten, vom Finger gefallen. Er mochte schon immer losse Gefassen haben, und während der letzten so aufreibenden Tage war Paul wirklich ganz merklich abgemagert.

Also heute vor einem Jahre war seine unglückliche Gattin über Bord gespült worden. Merkwürdiger Zufall!

„Nar den Taucherapparat!“ sagte Paul ganz ruhig und ging in die Kajüte, um sich darauf vorzubereiten. Er wollte selbst tauchen. Er mußte es wohl gelernt haben. Denn gelernt will das sein. Das weiß jeder, der es einmal probiert hat. Ich habe mich des Späßes halber einmal in den Gummianzug stecken und mir den Helm aufschrauben lassen, bin aber nur bis in eine Tiefe von vier Meter gekommen. Da hatte ich schon genug. Das Saugen in den Ohren wurde zu gräßlich. Und hier betrug die Tiefe vierzehn Meter. Einen Menschen, der noch nie getaucht hat, in solch eine Tiefe hinabzuschicken, so einfach sonst auch alles ist, ist eine Unmöglichkeit. Ganz langsam nach und nach muß man sich an den Wasserdruck gewöhnen, der das furchtbare Ohrensausen erzeugt.

Unten mußte der Ring leicht zu finden sein. Es war fester, weißer Muschelkalkboden, der Ring mußte gleich neben dem Anker liegen, dessen Kette bei dem jetzt herrschenden Stauwasser fast lotrecht hinabließ.

Die Taucherpumpe und alles, was dazu gehörte, wurde an Deck gebracht. Dabei stellte es sich so im Gespräch heraus, daß noch kein einziger der ganzen Mannschaft getaucht hatte. Es war eine in Liverpool ganz neu angemusterte Besatzung. Einige wußten wohl, daß des Kapitans junge Gattin voriges Jahr über Bord gespült worden war, aber sonst auch nichts weiter, so wenig wie ich.

Der Kapitän kam, brachte alles in Ordnung und instruierte uns über die Handhabung der Pumpe. Alles übrige war einfach genug. Wenn der Himmel es nicht anders wollte, konnte trotz unserer sonstigen Unkenntnis gar nichts passieren. Auch ein Telephon war vorhanden, so daß die Signalleine ganz überflüssig gewesen wäre. Die Lampe wurde elektrisch gespeist, wir hatten zur Beleuchtung des ganzen Schiffes eine Dynamomaschine, die Akkumulatoren lieferten noch genug Strom.

Erst wurde eine Prüfung außerhalb des Wassers vorgenommen. Alles funktionierte tadellos. Dann ging der Kapitän mit aufgeschraubtem Helm am Fallreep hinab, langsam sahen wir ihn untertauchen, bis er in etwa drei Meter Tiefe unseren Blicken verschwunden war.

Zehn, elf, zwölf Meter wurden von Schlauch und Sicherheitsleine ausgesteckt. Jetzt mußte er unten sein, und das den Druck anzeigende Manometer sagte daselbe.

„Noch etwas nachgeben!“ meldete das Telephon. Wir gaben noch einen Meter Schlauch und keine nach.

Fünf Minuten vergingen. Regelmäßig hoben und senkten sich die Pumpenschwengel.

„Auf — auf!“ schrie es da mit heiserer Stimme aus dem Telephon, und zugleich ward der Schlauch dem ihn haltenden Matrosen faß aus der Hand gerissen.

Schnell holten wir die Sicherheitsleine ein, aber noch schneller arbeitete sich der Taucher Hand über Hand an dem Schlauche empor. Mit auffallender Hast griff der Kapitän nach den Sprossen des Fallreeps, konnte nicht schnell genug die blei beschwerten Füße daraufliegen, glitt ab, stürzte noch einmal ins Wasser, dann benahm er sich noch kopfloser — kurz, wir sahen sofort, daß ihm etwas passiert war. Entweder unten auf dem Meeresboden oder im Innern des Helms war etwas nicht in Ordnung, vielleicht bekam er keine Luft, wenn auch bei uns hier oben alles richtig funktionierte.

Das Abschrauben des Helms erschwerte er uns dadurch, weil er ihn sich vom Kopfe reißen wollte, als wenn das möglich gewesen wäre.

Endlich kam sein Gesicht zum Vorschein — ein fahles, vor Todesangst ganz verzerrtes Gesicht. „Um Gottes willen, Kapitän, was ist Euch?“ Er gab keine Aufklärung, es war auch töblich, sie jetzt von ihm zu verlangen. Er stürzte davon, soweit ihm die schweren Bleisohlen ein Gehen erlaubten, glitt aus, schlug hin, raffte sich auf und verschwand in der Kajüte.

Ich ließ ihm nach.

„Hinaus, hinaus, laßt mich allein!“

Ich mußte gehorchen.

Zehn Minuten später wurde ich vom Steward in die Kajüte gerufen. Paul hatte sich unterdessen des Taucherkostüms vollends entledigt, stürzte neben ein großes Glas Selters mit Cognac hinab, sein Gesicht war nicht mehr so verzerrt, aber noch fahl genug.

„Robert — ich muß zu einem Menschen sprechen. Glaubst du — an Gespenster? Glaubst du, daß Tote wiederkommen?“

Er stieß es hervor, noch immer in furchtbarem Aufregung.

„Nein!“ entgegnete ich mit größter Bestimmtheit.

„Ich ja auch nicht. Und doch — ich habe sie gesehen dort unten — Eveline, meine Frau. Und sie winkte mir — winkte mir!“

Er setzte sich an den Tisch und starrte finster vor sich hin.

Dann beherrschte er sich und erzählte ganz ruhig. Unten angekommen, hatte er eben in der Nähe des Ankers den Meeresboden abgeleuchtet. Der Blendstrahl drang etwa drei Meter durchs Wasser. Er konnte den Ring nicht erblicken.

„Ich war einmal niedergekniet, richtete mich wieder auf, drehte mich um, und da — da sehe ich drei Meter von mir entfernt ein Weib stehen, von einem grünen Schleier umflossen, so wie sich auch Eveline immer zu kleiden liebte, wenn sie zu ihrem Vergnügen eine Seenixe darstellte, was sie öfters zu tun liebte. Aber auch ihre Haare, die im Wasser hin und her schweben, sind jetzt ganz grün. So steht sie aufrecht da — und es ist Eveline, wie sie lebt und lebt. Ich erkenne jeden Zug in ihrem weißen Gesicht, und sie winkt mir mit der erhobenen Hand, winkt mir —“

Wenn er daran glaubte, so war seine wieder ausbrechende furchtbare Aufregung begreiflich.

Ich blieb möglichst kühl. „Wie lange hast du sie beobachtet?“

„Ich weiß nicht.“

„Und dann verschwand sie?“

„Dann schrie ich ins Telephon, sloh nach oben, und als sie nicht mehr von dem Lichtstrahl getroffen wurde, mußte sie ja verschwinden.“

„Du hattest sie wirklich im Lichtschein deiner Laterne?“

„Ganz deutlich!“

„Du hast natürlich nur eine Vision gehabt. Du hast während dieser acht Tage so wenig geschlafen, müßt ja total erschöpft sein. Und dann — jagst du nicht, daß heute der Todestag deiner Frau sei?“

„Heute vor einem Jahre war's — ja,“ murmelte er. „Natürlich, es war nur eine Vision. Aber dieses seltsame Zusammentreffen! Ich habe mein leichtsinnig gegebenes Wort, einen Schwur gebrochen.“

„Was für einen Schwur?“ fragte ich gespannt.

„Ach, Robert, meine Ehe war keine so glückliche, wie sie hätte sein können. Weißt du, sie war ja ein gutes Mädchen und wurde eine gute Frau, aber voller Launen war sie, phantastisch im höchsten Grade. Sie war an Bord geboren, an Bord groß geworden, sie hielt das Schiff oder vielmehr das Meer für ihre wahre Heimat, fühlte sich gewissermaßen Seenixe. Sie ließ sich, gerade wenn die ärgsten

Sturzeen überkamen, oft an den Mast festbinden in der Nacht, wenn das Wasser phosphoreszierte, und da sang und deklamerte sie, da war sie die Meerkönigin. Es war ja Spielerei, aber sie nahm es für Ernst. Sie behauptete, sobald sie einen Fuß an Land setze, müsse sie sterben. Sie hat auch tatsächlich nie festes Land betreten. Auch unsere Hochzeit fand an Bord statt. Und nur noch eine ganze Masse solcher Schrullen. Ich habe einen Mann gekannt, der hatte eine hübsche, junge Frau — sonst ganz vernünftig, nur sehr rührselig — die kannte kein größeres Vergnügen, als von ihrem einmaligen Zeichenbegängnis zu sprechen, alles so recht schön auszumalen, wie Eltern und Verwandte weinend am Grabhügel stehen, wenn sich ihr Sarg hinabsenkt — sie bedauerte nur, daß sie dann nicht selber mit dabei stehen und weinen konnte. Schrecklich, solch eine Frau! So ein Mann ist zu bedauern. Und meine Eveline hatte ganz genau dieselbe Manie. Nur in einem anderen Genre. So in jugendlicher Schönheit dahinstirben — natürlich auf oder im Meere — so im Meere dahinschweben bis in alle Ewigkeit, unsterblich im Fleische, zum Meerweibe geworden — das mußte doch herrlich sein! Und dann sagte sie jedesmal: „Und nicht wahr, Paul, wenn ich tot bin, mein Grab im Meere gefunden habe — aber nicht etwa in Segeltuch genäht und auf ein Brett genagelt und mit einem Kohlenfaß beschwert — dann folgst du mir nach? Nicht wahr, du wirst ohne mich nicht mehr leben können? Du stürzest dich mir nach. Bringst nur noch das Schiff nach dem nächsten Hafen, dann folgst du mir nach, auf daß wir vereint im herrlichen Meere umher-schweben können, als freie Seegeister. Nicht wahr, Paul, das tust du?“ Und da ließ sie, noch als meine Braut, nicht locker, ich mußte ihr mein Wort geben, mußte es ihr zuschwören —

„Und das tatest du?“ fragte ich erschrocken.
 „Was tut man nicht als verliebter Mensch. Sie ließ nicht locker, bis ich ihr lachend das Versprechen gab. Sie wollte es ernst genommen haben, ich sollte schwören. Ich tat ihr den Gefallen. Ich wollte sie mir schon noch erziehen, wenn sie nur erst meine Frau war. Aber es gelang mir nicht. Eine gute, herzige Frau, die mir alles an den Augen ab sah nur für mich lebte, aber von ihrem Wahne konnte ich sie nicht abbringen. Und dann immer und immer wieder das Erinnern an mein Versprechen. Ich wurde schließlich ärgerlich und grob. Sie weinte. Da war ich wieder besiegt. Ich sprach von unseren Kindern, was denn aus denen werden sollte, wenn ich ihr in den Tod folgte. Ja, aber wir hatten ja noch keine Kinder. Und sie behauptete einfach, sie wisse bestimmt, sie bekomme keine. Sonst eigentlich ein wirklich heiterer Charakter, aber dieser Wahn — ach, wie hat mich das alles gequält!“

Paul stützte die Arme auf den Tisch und legte die Hände vors Gesicht. Ich konnte ihn nur bemitleiden.
 „Heute vor einem Jahre.“ fuhr er dann leise fort, „befanden wir uns auf der Höhe von Trinidad. Das schönste Wetter, wohl hohe See, aber kein Überkommen. Eveline stand hinten am Heck. Da rollte eine mächtige Woge heran, der Flutwelle vorausgehend. Ich sah sie rechtzeitig kommen, sie mußte als Sturzeen übergehen. Ich schrie. Eveline hörte es nicht, sah nichts. Ich sprang mit beiden Füßen von der Brücke, stürzte nach hinten, da stürzte das Wasser schon über. Ich konnte mich gerade noch an den Wanten halten. Als ich wieder auftauchte, da sah ich sie treiben — schon weit vom Schiff. Noch einmal hob sie den Arm — und winkte mir, winkte mir —“

Er konnte nicht weitersprechen. Und ich fragte natürlich nicht erst, ob denn kein Boot ausgesetzt worden sei. Ich war doch selbst Seemann.

„Und heute, an ihrem Todestage, fällt mir der Trauring vom Finger!“

„Ja, ein merkwürdiges Zusammentreffen,“ sagte ich ruhig.

„Und da erscheint sie mir — und winkt mir — genau so wie damals!“

„Sie hat wohl nur die Arme hilfsehend aus-gestreckt.“

„Und winkt mir. Sage, muß ich denn meinen Schwur halten?“

„Am Gottes willen,“ rief ich, „was denkst du!“
 „Ich weiß es selbst. Es war schwach, furchtbar schwach von mir, daß ich nachgab, wenn es anfangs auch nur Scherz war. Ich bin der Menschheit andere Pflichten schuldig, als ein leichtfüßig gegebenes, unsinniges Versprechen zu halten.“

„Dachtest du denn daran, als du vorhin den Ring suchtest?“

„Ja, natürlich dachte ich an alles das,“ erklärte er. „So ist die Vision eben entstanden. — Komm, hilf mir, daß ich die Pfeiltiefel wieder anziehe.“
 „Du willst doch nicht nochmals hinab?“ rief ich erschrocken.

Er sah mich groß an. „Warum denn nicht? Es war doch nur eine Vision. Oder denkst du, ich glaube an Gespenster? Nein, ich will meinen Ring wieder haben. Kapitän Paul Müller kann wohl einmal erschrecken, aber so etwas wie Furcht gibt's nicht. Laß alles wieder in Ordnung bringen, ich gehe nochmals hinab.“

Aber es sollte nichts daraus werden. Die Flut hatte eingesetzt, das Schiff war abgetrieben, ehe der Anker gefaßt hatte. Jetzt konnte jene Stelle gar nicht mehr bestimmt werden.

Paul wäre trotzdem noch einmal getaucht, allein er mußte schließlich das Vergebliche solchen Vergnügens selbst einsehen.

Wir gingen in den Hafen von Collare, löschten innerhalb vier Tagen die Ladung, nahmen Ballast und bekamen Order nach Buenos Aires.

Seit sieben Tagen befanden wir uns wieder auf hoher See. Immer war gutes Wetter, der Kapitän konnte den veräumten Schlaf nachholen, er bekam schnell sein früheres, gesundes Aussehen wieder.

Es war früher Nachmittag, ich hatte Wache. Der Bootsmann meldete, daß das Patentlog nicht mehr funktioniere. Es ist dies eine Art von Uhr, hinten am Heck angebracht: eine an einem Seile nach-schiebende kleine Schraube dreht sich durch den Widerstand des Wassers, dreht auch das Seil mit, in der Uhr werden dadurch Räder gerückt, Zeiger melden die gefahrenen Knoten.

Die Zeiger rückten nicht mehr.
 Der Kapitän ging selbst hin, ich holte eine neue Uhr aus dem Kartenhause.

Wie ich mittschiffs unter der Brücke hervor-komme, sehe ich den Kapitän allein hinten an der Bordwand stehen, mit ausgestrecktem Arm, höre ihn einen lauten Schrei ausstoßen.

Mit zwei Sägen war ich dort.
 „Da — da war sie wieder! Eveline! Und sie winkte mir — winkte mir!“

Ganz außer sich war er. Wieder wollte er sie ganz deutlich gesehen haben, hinten im Kielwasser, zwar nicht mit dem Kopfe herauskommend, aber doch ganz, ganz deutlich sichtbar, mit dem grünen Kleid, mit dem grünen, nachschwebenden Haare, ihm immer zuwinkend. Lange, lange wollte er sie gesehen haben. Ein Zeitmaß fehlte freilich. Und diesmal im hellsten Sonnenscheine! Er ließ sich nicht davon abbringen.

„Vision soll es wieder gewesen sein? Bin ich denn ein wahnsinniger Narr?! Laßt Euch doch nicht auslachen, Steuermann!“

Er ließ mich stehen.
 Jetzt wurde mir die Sache doch bedenklich. Paul sah doch gerade jetzt so gesund aus, hatte auch sonst nicht die geringste Spur von Nervosität gezeigt. Was sollte man davon denken?

Er blieb den ganzen Tag unsichtbar, kam erst des Nachts wieder auf die Brücke.

„Ihr denkt natürlich noch immer, es wäre wieder nur eine Vision gewesen,“ begann er.

„Was soll denn —“
 „Schon gut. Eine Erklärung kann ich nicht geben, aber gesehen habe ich sie doch.“

Schon bei Sonnenaufgang stellte er sich am anderen Morgen wieder ein, als ich abermals Wache hatte. Jetzt sah er wieder recht schlecht aus, sehr hohläugig, mochte nicht geschlafen haben, sagte aber das Gegenteil.

„Heute nacht,“ begann er von selbst, „ist sie mir im Traume erschienen. Nun käme sie nur noch einmal, erklärte sie, dann aber würde sie mich auch holen, ob ich nun wolle oder nicht. Glaubst du an solchen Unsinn, Robert?“ Er lachte grümmig.

Dieses Lachen gefiel mir gar nicht, so wenig wie sein Aussehen, um sein ganzes Benehmen.

Da brach etwas an der Maschine. Die Reparatur mußte einige Stunden in Anspruch nehmen.

„Da — da — da!“ schrieen plötzlich einige Matrosen, über die Steuerbordreling deutend. „Ein Seegepenst, eine Wassernixe!“

Ich sprang an die Bordwand.
 Was soll ich sagen?

Da schwebt dort unten im Wasser ein Weib, von einem grünen Gewand umgaulelt, um den Kopf grüne Haare, sie blickt zu uns empor, den rechten Arm erhebend. Der Kopf ist vielleicht noch einen halben Meter unter dem Wasserspiegel, die ganze Gestalt aber bis zu den Füßen vollkommen sichtbar. Wir waren an die zwanzig Mann, die den Spuf sahen.

Sie schien wieder zu verschwinden, immer winkend.

„Himmel und Hölle, jetzt mach' ich dem Teufels-spuk ein Ende — so oder so!“ knirschte es da neben mir. Es war der Kapitän, und da kaufte er auch schon in weitem Hocksprunge über die Brüstung weg, direkt auf die Gestalt zu.

Und er hatte sie! Ich sah ganz deutlich, wie er die Arme um sie schlang, und sie auch die ihren um ihn. Oder doch den einen. Dann aber waren die beiden auch gleich in die Tiefe gegangen, waren sofort verschwunden.

Wir starrten und starrten. Die Gestalt war verschwunden. Der Kapitän kam nicht wieder.

Lange dauerte unser entsetztes Starren freilich nicht.

Ein Boot wurde ausgesetzt, mit Stangen und mit Hafan an langen Seilen gefischt.

Und wir brachten sie wirklich herauf — sie, das Meerweib.

Und was war es?

Eine hölzerne Gallionsfigur, wie eine solche noch heute fast jedes Segelschiff vorn am Bugspriet führt, meist den Schiffsnamen symbolisierend. Das hier war ein Weib von menschlicher Größe, oder noch etwas größer, hatte den rechten Arm ausgestreckt, der aber am Ellbogen gebrochen war, der Unterarm mit der Hand hing nur noch durch einen Holzspan mit dem Ganzen zusammen. Daher bei der leisesten Wasserbewegung die winkende Bewegung des Armes. Und mit unserem Schiffe war die Figur mit einem langen Strick verbunden, der sich wahrscheinlich am Kupferbeschlag des Kiels festgeklemmt hatte. Das Holz hatte sich vollgeaugt, schwebte eben noch im Wasser. Das grüne Gewand war Seetang, der sich auch in den Rillen der hölzernen Locken festgeklebt hatte.

Die abgebrochene Gallionsfigur hatte sich und offenbar irgendwo angeheftet, vielleicht erst auf der Reede von Collare. Jedenfalls hatte der Kapitän schon dort beim Tauchen sie erblickt. Gestern hatte er die nachgeschleifte Figur hinten im Kielwasser gesehen, und heute tauchte sie vor unsrer aller Blicke auf.

Ja, nun war alles erklärt.
 Und der Kapitän?

Der war weg. Er tauchte nicht von selber wieder auf, wir fischten ihn auch nicht auf.